

Jonas Weinzierl

Auf dem Weg ins Ungewisse

NICHT GANZ EIN JAHR nach Abschluss meines Studiums beginne ich, mich wieder mit Theologie zu beschäftigen. Ein Jahr wohl-tuender Abstand war nötig, in dem ich mich emanzipieren konnte von dem Gedanken, Theologie beschränke sich auf das, was ich in der Uni gehört habe und von dem ich mich meist distanzieren musste. Ein Jahr, in dem auch auf anderen Ebenen viel passiert ist.

Vorgeschichte

Die Anfrage, etwas über lesbische Theologie zu schreiben kam somit auf gewisse Weise sehr passend. Passend den Zeitpunkt betreffend, mich zu einer theologischen Auseinandersetzung zu motivieren. Nicht mehr passend, dies aus lesbischer Perspektive zu tun. Es wäre ein Leichtes gewesen, einen Teil meiner Diplomarbeit¹ aus dem Jahr 2002 zu verwenden. Doch dies wäre nicht mehr stimmig gewesen. Die ursprünglich lesbische Identität wandelt(e) sich mehr und mehr hin zu einer männlichen Identität.

Doch was heißt das für meine theologische Verortung? Wie kann ich meine Identitätsfrage, mein Transmann sein, mein Leben jenseits herkömmlicher biologischer Geschlechtergrenzen auch theologisch aufarbeiten und vor allem gläubig verarbeiten? Spannend wäre es, auf wissenschaftlich-theoretischer Ebene eine transgender Theologie zu entwerfen. Doch was wäre dies für eine Theologie? Eine transformatorische Theologie, eine Theologie des Übergangs? Eine Theologie, die in Gott gerade den sich ewig Wandelnden und doch immer Gleichen sieht? Eine Theologie, die Polaritäten – nicht nur die Polarität männlich-weiblich – als zu überwindende menschlich ge-

¹ Christina Weinzierl, Beziehungserfahrungen lesbischer Frauen als Anfrage an die theologische Sexualethik. Ein Plädoyer für die sexuelle Selbstbestimmung des Menschen aus christlicher Sicht.

schaffene Kategorien auflöst? Diese Überlegungen sind noch alles andere als ausgereift. Was hat die ganze trans-Sache wirklich mit Theologie zu tun? Projiziere ich da nicht meine zutiefst eigenen Themen auf die Theologie und würde Pseudowissenschaft betreiben, versuchte ich meine eigenen Lebensfragen als theologische Fragen zu verkaufen, meine für mich gefundenen Antworten als theologische Ansätze auszugeben?

All diese Gedanken sind alle noch sehr unausgereift. Deshalb möchte ich, anstatt viele unfertige Theorien zu verbreiten, lieber von den Zusammenhängen berichten, die ich in meinem Leben sehe; von den Zusammenhängen, die sich für mich ergeben, weil ich zum einen Christ und zum anderen ein Transmann bin. Dies stellt für mich keinen Gegensatz dar, sondern befruchtet sich – wie ich hoffe – wechselseitig. Auf jeden Fall aber ist beides Teil meiner Identität. Und das bedeutet, dass ich immer wieder versuche, mein Leben und damit auch den trans-Aspekt meines Lebens gläubig zu deuten, und auf der anderen Seite durch (m)eine trans-Brille einen Blick auf meinen Glauben zu werfen. Dies soll hier blitzlichtartig geschehen:

Du hast mich beim Namen gerufen

Schon immer faszinierten mich die Zeilen aus Taize: »Ich will dir danken, weil du meinen Namen kennst, Gott meines Lebens.« Der Glaube an einen Gott, der mich kennt, vor dem ich sein darf, der meinen Namen – zutiefst Zeichen der Individualität und der eigenen Identität – kennt und mich bei meinem Namen ruft, gab mir ein Gefühl des Geborgenseins in Gott. Doch mit der trans-Thematik stellte sich mir auch die Frage: bei welchem Namen ruft mich Gott eigentlich? Mit welchem Namen bin ich in Gottes Hand eingeschrieben?² Mit dem weiblichen Namen, den meine Eltern für mich wählten oder mit dem männlichen Namen, den ich selbst für mich wählte? Welches ist wirklich mein Name? Wer bin ich?

Diese Unsicherheit betrifft ein Zweifaches: Zum einen wird in ihr die Frage nach der eigenen Identität und zugleich die Hoffnung, eine Antwort auf diese Frage aus dem Glauben heraus mit Gottes Hilfe zu finden deutlich. Zum anderen beinhaltet sie das Anliegen, mein Lebensthema der Transsexualität mit meinem Glauben vereinbaren zu können und damit von Gott angenommen zu werden wie ich bin. Mir vorstellen zu können, tatsächlich als Jonas in Gottes Hand eingeschrieben zu sein, gab mir den Mut, auf dem Weg meiner Identitätssuche ein Stück weiter zu gehen – Rückschläge nicht ausgeschlossen.

² Vgl. Huub Osterhuis, Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr.

Der Auszug aus Ägypten

Der Exodus und damit der Auszug aus der Gefangenschaft hin zum Gelobten Land, eine lange Reise durch die Wüste in der Hoffnung auf ein Leben in Freiheit, ein Leben gemäß der Verheißung, ist ein Bild, das auch für Transgender von großer Aussagekraft ist. Meine Vision eines solchen Exodus vollzieht sich auf zwei Ebenen: der gesellschaftlich-politischen und der persönlichen Ebene. Viele Transgender – besonders, aber nicht nur diejenigen, die nicht transsexuell sind bzw. die nicht den Weg vom einen Geschlecht zum anderen Geschlecht gehen – leiden unter dem Zwei-Geschlechter-System. Dieses abzuschaffen, sich nicht mehr als Mann oder Frau einordnen zu müssen, sich auch offiziell nicht mehr auf Mann- oder Frausein beschränken zu müssen oder als Mann bzw. Frau leben zu können, unabhängig von biologisch-anatomischen Merkmalen, wäre für viele eine wahrhafte Befreiung. Dies entspräche meiner langfristigen Vision, meiner Idee vom Gelobten Land – ohne zu wissen, wie das konkret aussehen könnte, aber mit der Hoffnung, dass jeder Mensch dort seinen Platz – oder auch viele verschiedene Plätze, es muss ja nicht ein Leben lang der gleiche sein – findet, an dem/denen er sein kann.

Doch so weit sind wir noch nicht. Deshalb muss – zumindest solange es keine Befreiung »des ganzen Volkes« gibt – ein individueller Exodus, eine individuelle Befreiung möglich sein. Und damit zurück zu mir:

Der erste Schritt zur Befreiung besteht/bestand für mich darin, mir der eigenen Gefangenschaft bewusst zu werden. Ich bin gefangen in einem weiblichen Körper, der unausweichlich mit einer Geschlechtszuschreibung verbunden ist. Aufgrund meines Körpers werde ich als Frau gelesen. Damit fühle ich mich aber nicht wohl, nicht hinreichend bezeichnet. Offen bleibt die Frage, ob mir durch eine solche Zuschreibung erst der eigene Körper fremd wird, oder ob eine solche Fremdheit Ursache des Unbehagens mit den Geschlechtszuschreibungen ist.³ Doch was nun?

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, mit der Gefangenschaft umzugehen. Eine davon ist, bei den »Fleischtopfen Ägyptens« zu bleiben und ein gewisses Maß an Sicherheit und gesellschaftlicher Anerkennung zu genießen – auch als dann wohl lesbische Frau. Der Preis dafür wäre in meinem Fall ein Leben mit großem Unbehagen, wäre das Gefühl zwei Schritte neben mir zu stehen, wäre die Irritation von den Mitmenschen ganz selbstverständlich als Frau gesehen zu werden – zumindest in offiziellen Zusammenhängen bzw. immer dann, wenn ich einen Ausweis, eine Karte o.ä. vorzeigen muss, auch wenn es für mich anders ist. Der Preis wäre auch die Angst, mich selbst zu

³ Vgl. Franzen, Jannik und Beger, Nico, Zwischen die Stühle gefallen. Ein Gespräch über queere Kritik und gelebte Geschlechterentwürfe. In: Polymorph [Hsg.], (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive, Berlin 2002, S. 55.

verfehlen, ein Leben lang nicht zu sein, wer ich eigentlich bin. Diesen Preis zu zahlen bin ich nicht mehr bereit. Deshalb breche ich auf, ganz nach dem Motto: Werde, der du bist. Ich bin mir bewusst, dass eine Wüstenzeit auf mich zukommt und schon angebrochen ist. Eine Zeit, die anstrengend ist, die sehr zermürend sein kann. Eine Zeit, in der ich nicht mehr Frau, aber auch noch nicht wirklich Mann bin. Eine Zeit, in der ich mich viel erklären, zum Teil rechtfertigen muss. Dazu kommt, dass es für mich keine Gewissheit gibt, das »Gelobte Land« tatsächlich zu erreichen bzw. keine Gewissheit dafür, dass das neue Land für mich das richtige ist. Es bleibt ein Auszug ins Unge- wisse, aber ein Auszug in der Hoffnung, mir selbst gerechter zu werden, als ich es könnte, wenn ich bliebe.

Jona, der widerspenstige Prophet

Eine andere biblische Figur, der ich mich sehr verbunden fühle in meiner trans-Geschichte, ist der alttestamentliche Jona – nicht zuletzt auch deshalb meine Namenswahl. Dabei geht es mir in diesem Zusammenhang nicht so sehr um den Aspekt des allgemeinen Heilswillens Gottes, sondern ganz direkt um die Figur des Jona. Er erhält von Gott den Auftrag, Ninive den Untergang anzudrohen. Diesen Auftrag will aber der Prophet nicht erfüllen, denkt, er kann dem Willen Gottes entrinnen und flieht in die entgegengesetzte Richtung. Er kauft sich ein Ticket und will mit einem Schiff nach Tarschisch entkommen, weit weg von Gott und seinem Auftrag an ihn. Doch das Schiff gerät in Seenot, das Los offenbart Jona als den Schuldigen, und er gibt zu, vor Jahwe auf der Flucht zu sein. Die Schiffsleute werfen Jona über Bord, um das Meer zu beruhigen, was schließlich auch zum Erfolg führt. Jona wird von einem riesigen Fisch verschluckt, in dessen Bauch er drei Tage lang geläutert wird. Nach dieser Zeit spuckt der Fisch Jona an Land. Gott wiederholt seinen Auftrag, und diesmal folgt Jona und macht sich auf den Weg nach Ninive. Soweit Berufung, Flucht und Rettung des Jona.

Mit diesem Jona vergleiche ich mich; immer wieder in meinem Leben, ganz besonders aber, wenn ich die letzten fünf Jahre ansehe. Ich erkenne mich wieder in dem Versuch, zu überhören, in welche Richtung mein Leben gehen soll. Ich stellte mich schlafend, versuchte einen anderen Weg einzuschlagen. Doch Auftrag blieb Auftrag und Lebensthema blieb Lebensthema. Ich erkannte, dass es nicht möglich ist, sein Leben lang vor dem eigenen Weg wegzulaufen. Dies war eine schmerzhaftes Erkenntnis, denn ich hatte/habe Angst. Aber nun vertraue ich darauf, dass mein jetziger Weg der Weg ist, der mich immer weiter zu mir selbst führt, was ich religiös ausdrücken kann mit den Worten: dass dieser Weg dem Willen Gottes für mein Leben entspricht. Das macht ihn nicht leichter, aber gehbar. Mittlerweile empfinde ich diesen Weg oftmals durchaus als lustvoll, auf jeden Fall aber spannend. Und, es ist mein Weg.

Unser Weg

Schließen möchte ich mit einem Text von Ludwig Reeg aus dem Jahre 1926. Einen Weg als seinen Weg erkennen und ihn gehen, auch wenn es nicht immer einfach ist. Darum geht es in dem Text, darin finde ich mich wieder und damit könnte er mit weltlichen Worten auch die Erfahrung des biblischen Jona und sogar von Jesus bei seinem Gebet im Garten Getsemani einfangen:

Unser Weg

Der Weg unseres Geschickes kann schwer sein, so heiß, dass wir lange auf ihm seufzen und wider ihn klagen; aber einmal muss doch die Stunde kommen, wo wir Schatten unter seinen Bäumen finden und erquickende Brunnen an seinen Rändern entdecken, ja wo sich eine weite Aussicht auf seiner einsamen Höhe öffnet. Das ist die Stunde, wo wir ihn mit allen seinen Schmerzen lieben lernen. [...] Ein anderes ist ein fremder Weg, der nicht unser ist, auf dem wir nicht wir selbst sind oder werden in eigner Wahrheit, der fremde Weg der falschen, eiteln Rücksichten, des Uneignen. Er macht uns klein, flackernd, schwach, verfangen in die fremden Einflüsse. Und das ist wohl der Sinn der schweren Wege, dass sie uns zum Eigenwerden zwingen wollen.

Nachsatz

Im Schreiben merkte ich, wie schwierig es ist, meine Gedanken hier festzuhalten. Das Unerklärbare in Worte zu bringen, für das für viele nicht Vorstellbare Bilder zu finden. Für einen theologischen Ansatz ist es noch viel zu früh, das bemerkte ich bereits im Eingang. Doch auch eine gläubige Reflexion ist mir nicht leicht gefallen. Vielleicht braucht es auch dafür noch Zeit. Im Moment ist wohl ganz einfach noch anderes dran, ist Vieles noch viel zu frisch. Ich bin noch zu sehr damit beschäftigt, meinen Weg zu finden und ihn zu gehen. Meinen Weg, den ich mir so nicht herausgesucht, den ich aber dennoch irgendwie gewählt habe, einen Weg, der meiner geworden ist.

Für Anregungen bin ich sehr dankbar.